

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 137.

Mittwoch, 14. Juni.

1916.

(Schluß.)

## Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Dann gleich wieder in leichterem fröhlicherem Ton: „Wann erlaubst du mir aufzustehen, wann kann ich ausgehen — ich brenne jetzt schon darauf, alles in meiner Wohnung zu ordnen, einpacken zu lassen, was ich mitzunehmen denke — wann gehen wir fort?“

Sergei mußte über ihren Eifer lächeln:

„Also eins nach dem anderen: Aufstehen kannst du in einigen Tagen, ausgehen nächste Woche und reisen wollen wir in ungefähr einem Monat. So lange mußt du dich schon gedulden.“

Über Veras Büge glitt ein Schatten:

„So lange noch?“

Wenn es nach ihr gegangen, wäre sie am liebsten gleich aufgestanden, nach Hause gefahren und hätte alles fertig gemacht. Die Stadt kam ihr verhaßt vor, nur fort von hier, sich nicht mehr sehen lassen, keinen mehr sehen.

Keinen mehr sehen —

Das blieb haften, beschäftigte ihre Gedanken, als der Bruder gegangen war und sie wieder allein lag.

Sie hatte sich zur Wand gefehrt und die Augen geschlossen, aber schlafen konnte sie nicht, ihre Gedanken waren wach, Bilder, immer neue Bilder zogen an ihr vorüber.

Sie sah sich mit Sergei im Vestibül des Theaters — das Leben an der Seite ihres Mannes durchlebte sie noch einmal, die Feste, wie man sie ungeschwärmt, gefeiert, doch das Glanzvolle verschwand, trübe Erscheinungen kamen. Ihr Mann auf dem Totenbette und weiter in schneller Folge — der General, sein Tod — wie nach und nach die Hoffnung, daß er für ihre Zukunft gesorgt, geschwunden war, wie sie hatte arbeiten, sich quälen müssen — dann ihr Zusammenleben mit Boris — wie sie erst von neuem alle Freuden des Lebens ausgekostet, dann nach und nach die Reue gekommen war, sie sich unzufrieden gefühlt, nicht mehr zurücksehen gewollt hinter den anderen Frauen, die sie mit verächtlichen Blicken angesehen. Dann weiter — der Brief der Haushälterin, die letzte Szene mit Boris, ihre Verwundung. Letzteres schon undeutlich, versank wie im Nebel, ihre Gedanken waren ermüdet, nur noch eins blieb zurück: sie würde fortgehen von hier, weit fort, in Ruhe leben können, mit dem Bruder, der Mutter, nicht mehr kämpfen, sich sorgen müssen — Erlösung —

Als die Mutter nach einer halben Stunde ins Zimmer kam, um zu fragen, ob Vera eine Tasse Tee trinken wolle, fand sie sie schlafend. Einige Minuten blieb sie am Bette stehen, horchte den ruhigen, regelmäßigen Atemzügen der Genesenden nach, dann hob sie die Hand, machte über der Stirn der Schlummernden das Zeichen des Kreuzes und verließ leise das Zimmer.

In den sonst so sorgsam gepflegten Räumen der Wohnung Veras herrschte wirres Durcheinander. Möbelsüß, Kisten, Teppiche lagen und standen umher, dazwischen Haufen von Papier, Stricken und Nägel, und

eine Schar Arbeiter stampfte mit schweren, wuchtigen Schritten das entblöhte Parkett, fühlte sich hier wie Herren, wie Eroberer.

Ab und zu tauchte unter ihnen Veras hohe schlanke Gestalt auf. Ein Befehl hier, ein Hornesruf dort, wenn sie sah, wie plumpe Hände achtlos kostbare Gegenstände angriffen, dann stand sie minutenlang schweigend mit einer Waise, einem Bild in der Hand, sah verstonnen darauf nieder, suchte sich zu erinnern, woher das stamme, ob sie das selbst gekauft, ob es ein Geschenk von Boris war, bei welcher Gelegenheit, bei welchem Anlaß. Schrak wieder auf, wehrte das von sich ab: Nur nicht Erinnerungen erwecken. Der Därm um sie her war das, was sie brauchte. herumlaufen, Befehle erteilen, sich ärgern, das lenkte ab, erstichte für eine Weile die Reue, die immer wieder herankroch, die Reue über ihren schnellen Entschluß, Mutter und Bruder zu begleiten, sich zu verbannen, fortzugehen von allen Hoffnungen, vom Leben.

Wie sie sich auch dagegen zu wehren suchte, immer wieder zischelte ihr eine Stimme zu: „Daß sie ohne dich ziehen, bleib hier, versuch nochmals, dir dein Leben zu gestalten. Du wirst unglücklich sein dort in der Ferne, die Liebe des Bruders, der Mutter, kann dir nicht ersetzen, was du entbehren mußt, das sind so gute, müde Ideen gewesen, während des Gesundwerdens, in der Wohlglück nach der Krankheit entstanden, die halten nicht vor, nicht bei dir.“

Mit Ungeduld hatte sie dem Tage entgegengesehen, an dem Sergei ihren Stubenarrest aufheben, sie wieder in ihre Wohnung zurückkehren könnte, mit aller Gewalt hatte es sie hierher gezogen, eine irrlichternde Hoffnung ihr vorgegeschwebt, daß sie hier etwas erwarte: Etwas anderes, Neues, das ihr den gefassten Entschluß fortzugehen, entwinden, sie davon zurückreißen würde.

Doch Wochen waren vergangen, Wochen, in denen sie geharrt, sich gefehrt, die Hoffnung, die darin gipfelte, daß Boris zurückkommen würde, hatte sich nicht erfüllt.

Da war der Trost in ihr aufgekommen, mit sieberhafter Gasi war sie an die Vorbereitungen zur Abreise gegangen.

Wochte er wegbleiben, es war gut so, sie würde ihm ja doch nicht mehr gefolgt, nicht in ihre frühere Lage zurückgefahrt sein.

Warum hatte er sich noch um sie gekümmert, sich jeden Tag, als sie krank gelegen, nach ihr erkundigt, wie sie das vom Portier mußte, warum Orlovsky angetrieben, alles zu tun, um ihr das Erbteil zu retten, wie ihr das der Advokat erzählt hatte, weshalb war das geschehen, wenn er trotzdem nicht kam, nichts von sich hören ließ, obgleich er doch wissen mußte, daß ihre Aussicht auf Rettung der Erbschaft in Duft und Rauch aufgegangen war?

„Schändlich!“

Sie war so erbittert, daß sie keinen anderen Ausdruck fand, das gleiche Wort immer nur wiederholte: „Schändlich, schändlich“ — und trotzdem sprang sie auf,

als sie jetzt die Jungfer draußen sprechen hörte: „Ja, die gnädige Frau ist zu Hause“ — dann eine bekannte Stimme, die etwas darauf erwiderte, die Worte verstand sie nicht, nur den Ton vernahm sie, es war seine Stimme.

Tiefe Röte bedeckte ihre Stirn, durch den Kopf sagten ihr Gedanken — einen Plan suchte sie zu fassen, festzubalten: Was tun, was ihm antworten? — da öffnete sich schon die Tür und Boris trat ein.

Warum er so lange gezögert, warum er erst jetzt gekommen? Er hatte sich vorgenommen, ihr das alles zu sagen — wie immer wieder die Entrüstung über ihren schwachvollen Verdacht in ihm erwacht, wie er sich nicht hatte bezwingen können, ihr gegenüberzutreten, in der Furcht, daß er statt eines guten Wortes sie mit Vorwürfen überhäufen würde. Wie er dann von ihrer Abreise gehört, daß sie in trostlose Ferne mit vernichteten Hoffnungen gehe — wenigstens das letztere hatte er gutmachen, ausgleichen, ihr seine Hilfe anbieten wollen.

Aber all diese Gedanken blieben unausgesprochen, er sah schweigend auf das schöne Weib vor sich.

Wie früher hatte er sie so schön gefunden. Sie schien ihm verändert, vielleicht durch die Krankheit, durch die Sorgen — aber das konnte es nicht sein, im Gegenteil — ein besonderer Hauch von Frische lag auf ihrem Gesicht, ein Glanz in ihren Augen, auf ihrem Haar, alles strahlte an ihr, noch nie war sie ihm so begehrenswert erschienen.

Eine unsinnige Lust packte ihn, sie an sich zu reißen, sie um Verzeihung anzuflehen — ihr Stummbleiben, ihre abweisende Haltung, in der sie vor ihm stand, brachte ihn wieder zu sich.

Er wußte nicht, was er sagen sollte, und doch drängte es ihn, dieser lautlosen, peinigenden Szene ein Ende zu machen.

Alles, was er vorher gedacht, war vergessen — das traute auch gar nicht mehr hierher — vergeblich suchte er nach Worten, die ausdrücken sollten, was er fühlte — ihr Blick, aus dem das Strahlende verschwunden, das ihn vorher so hingerissen, war jetzt kalt, fragend auf ihn gerichtet, und endlich, in dem Gefühl, daß er etwas sprechen müsse, streckte er ihr die Hand hin:

„Bera, geh nicht fort, bleib hier, laß uns wieder zusammen —“

Sie richtete sich hoch auf:

„Nie — nicht nochmals will ich dies verächtliche Leben durchleben, verstehst du denn nicht, was diese schwachvolle Halbheit, in der sich mein Leben bewegt, aus mir gemacht, die Möglichkeit geschaffen, daß ich so denken, für möglich halten konnte, was ich gedacht — begreift du denn nicht, wie du mich erniedrigst, mir das anzubieten?! Warum bist du gekommen — nur um alles wieder wachzurufen — geh, laß mich —“

Sie wandte sich um und trat ans Fenster. Da stand sie, den einen Arm auf den Fensterrahmen gestützt und blickte hinaus auf die Straße.

Er fühlte sich plötzlich unfähig, ihr zu antworten. Das Blut war ihm bei ihren Vorwürfen zu Kopf gestiegen, sein Stolz verbot ihm, ihr noch ein Wort zu sagen, und als sie in ihrer Stellung verharrte, verließ er das Zimmer.

Auf der Treppe mußte er warten, man trug Veras Koffer hinter, der Weg war versperrt.

Nur Stufe um Stufe konnte er folgen, und mit jedem Schritt, den er tat, schien sich ihm die Klust zwischen ihr und ihm zu vergrößern — nur der eine Gedanke bohrte in seinem Sinn: „Es ist aus, du wirst sie nie mehr wiedersehen.“ Dabei spürte er eine Leere in sich und um sich, eine Leere, die man empfindet, wenn eine Frau, die man liebt, uns nicht mehr gehören soll, uns verlassen hat.

Vor sich sah er noch immer die Arbeiter mit dem hin- und hergeschwankenden Flügel, und plötzlich überkam es ihn: in der halben Dämmerung des Treppenhauses wie eine Vision, daß man dort vor ihm einen Sarg hinuntertrüge.

Wie Wahnsinn packte es ihn — mit dem Wilde, das er zu sehen geglaubt, war ein Gedanke gekommen: „Wenn sie tot wäre, dort fortgetragen würde — du sie nie wiedersehen könntest“ — und gleich hinterher eine Freude: „Sie lebt, ist in deiner Nähe, noch kannst du sie wiedersehen — du darfst sie nicht verlieren.“

Er stürmte die Treppe herauf, tief aufatmend stand er vor ihr im Zimmer.

„Bera — bleib — alles, was du willst, wie du es willst, soll geschehen —“

Sie hatte sich zu ihm gewandt, sie wußte sofort, daß sie gesiegt.

Sie hätte aufjubeln mögen, doch sie war so ergriffen, daß sie zitternd nur an seine Liebe dachte:

„Ich will dir vertrauen, ich will bleiben.“

— Ende. —



Über sich denken, macht demütig, an sich denken egoistisch.  
Jenny Bach.

## Dichtersfrühling in der Türkei.

Ein knappes, abgerundetes Bild der neuesten türkischen Literatur im Osmanenreiche vermittelt das jüngste Heft der „Österreichischen Rundschau“, das in seinem ganzen Umfang diesem Thema gewidmet ist. Der Universitätsprofessor Dr. Friedrich v. Kraellig-Greifenhorst leitet die von Dschelal-Sahir gefassten und von Tahir Alp ins Deutsche übertragenen Beiträge ein mit einer Übersicht über den Entwicklungsgang und den augenblicklichen Stand der modernen türkischen Literatur, als deren Erstling man die 1869 erschienenen ausgewählten Dichtungen Schinahi Efendis bezeichnen darf. Der alten klassischen türkischen Literatur, die in einer überschwänglichen, schwülstigen, mit arabischen und persischen Fremdwörtern stark durchsetzten Sprache geschrieben und daher dem Volke gänzlich unverständlich geblieben war, wurde damit das Todesurteil gesprochen. Denn Schinahi Efendi, der „den alten Verstand Asiens mit dem jungfräulichen Geiste Europas vermählte, verpflanzte in sie westlichen, d. h. zunächst französischen, Geist. Der bedeutendste Schüler Schinahis war der geniale Dichter Kemal-Bei, der die neue Literaturform mit den Verhältnissen der neuen Zeit in Einklang brachte, er gilt bei den Türken als der erste Dichter der Freiheit. Auf die Lyrik wandte die neuen Grundsätze, zugleich aber auch die westeuropäischen Versformen zuerst der noch lebende Abdul Haff Hamid an, von dessen Kunst als Probe eine Stelle aus einem Corneilles „Cid“ nachgebildeten Drama „Kastere“ wiedergegeben sei: Da spricht der an der Spitze seiner Truppen siegreich heimkehrende Prinz Chosrew, das Lob bescheiden abwehrend: „Ich habe meinem Volke keinen Dienst geleistet. Das Heer hat mich geführt. Chosrew ist kein Held, er ist ein Sklave seines Heeres. Die Krieger haben den Sieg errungen. Was man vom einzelnen erwartet, ist der gute Wille. Erst die Allgemeinheit führt den einzelnen zur Tat. Heil dem Heere! Das Heer allein leistet wahre Dienste, rettet das Vaterland. Ich bin nur sein Führer. Das Heer hat Mut und Tapferkeit. Es leistet alle Arbeit. Es tötet und läßt leben. Wer nicht Krieger ist, ist nur leere Waffe. Zerstörungskraft, Gestaltungskraft, der Schutz des Vaterlandes, Ghafi- und Schehidum sind Sache der Krieger. Weil es Feinde gibt, gibt es Krieger. Das Heer ist nötig im Krieg und Frieden. Ich liebe das Heer und nicht den Krieg. Ich liebe den Krieger um des Friedens willen. Völker, Regierungen, Länder, Untertanen, Religionen bestehen nur durch das Heer. Es zieht in den Krieg, um drohendes Unheil abzuwenden, behütet Frieden und Wohlstand. Der Krieger läßt den Ruhm des Vaterlandes erglänzen und opfert dafür seine Seele. Der einzelne, mag er noch so tüchtig sein, zählt nicht. Meine ganze Liebe gehört jetzt dem Heere . . .“ Das klingt, als hätte der erste türkische Romantiker schon lange vor dem Weltkrieg und dem Zusammenwirken der Türkei mit dem Deutschen Reiche mehr als einen Hauch des von unseren gemeinsamen Feinden so bitter gehaßten preussischen „Militarismus“ verspürt und in sich aufgenommen. Als die größten Dichter der Osmanen in neuester Zeit sind der kürzlich als noch nicht fünfzigjähriger verstorbene Tewfik Fikret und Mehmed Emin zu bezeichnen, die beide ihre Stoffe

größtenteils aus dem Leben des kleinen Mannes schöpfen. Dem Begründer der nationalistischen Bewegung in der Türkei Sia Gok Alp verdankt die moderne türkische Literatur eine lange nationale Dichtung „Kifil Elma“ (Der rote Apfel), in der sich das folgende schöne Frühlingsgedicht findet:

„Frühling war ins Land gezogen,  
 Hatte seine Blumenwagen,  
 Die dem Paradies entsprossen,  
 Über Berg und Tal gegessen.  
 Mit der jungen Sonnenwende  
 Zog der Friede durchs Gelände,  
 Stiller Behmut Feierzug.  
 Wohligh süße Düste trug  
 Leises Wehen durch das Tal.  
 Jugend, Farbe, Leben blühte.  
 Schluchzend schlug die Nachtigall,  
 Und mit trunkenem Gemüte  
 Jubelte das frohe All.  
 Dieses Glückes Widerhall  
 Klang bis in das letzte Herz,  
 Die es schlagen himmelwärts.  
 Liebesrätsel wurden klar,  
 Lebensrätsel offenbar.“

Von deutscher Kultur besonders beeinflusst und als Vermittler Goethescher Dichtung tätig war Hassan Fehmi, der als Kriegsdichter stark hervorgetreten ist; sein Tod wurde vor kurzem gemeldet.



### Aus der Kriegszeit.

**Kriegstelegraphie vor 100 Jahren.** Die modernen Erfindungen der Technik und Wissenschaft, ohne deren zur höchsten Vollendung gesteigerte Ausnützung die gegenwärtige Art der Kriegsführung gar nicht denkbar wäre, sind uns bereits so gewohnt, daß wir in ihnen meist kaum noch etwas Besonderes zu erblicken vermögen. Und doch sind zahlreiche dieser Einrichtungen verhältnismäßig jungen Datums; auch die Telegraphie — wobei nicht einmal an die drahtlose Übermittlung von Nachrichten gedacht werden soll — ist eine noch ziemlich neue Erfindung, trotzdem unsere ganze Kriegsführung mit ihr wie mit etwas so Selbstverständlichem rechnet, als seien nie große Kämpfe ohne ihre Hilfe durchgeführt worden. All ist nur die Idee der Nachrichtenvermittlung auf große Entfernungen, und zwar boten meistens kriegerische Bedürfnisse den Anlaß zu den verschiedenartigsten Erfindungen, die als Vorläufer der modernen Telegraphie zu betrachten sind. So ließ man früher auf erhöhten sichtbaren Punkten Rauch- und Feuerzeichen aufsteigen, die verabredungsgemäß eine bestimmte Nachricht bedeuteten. Auch die Nachrichtenvermittlung mittels beweglicher Flaggen und Lichter an den Küsten und auf dem Meer gehört hierher. All dies aber waren sehr primitive Anfänge. Die Ausbildung einer genaueren Zeichenübermittlung geschah, wie in einem Artikel über die Kriegstelegraphie vor 100 Jahren von Wilhelm Bastiné im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausgeführt wird, vor nicht mehr als 100 Jahren, und zwar waren auch damals die Notwendigkeiten des Kriegs ausschlaggebend, da die Leitung der großen Truppenmengen der französischen Revolutionsheere nach besonders verbesserten Hilfsmitteln verlangte. Zu jener Zeit entstand eine wahre Telegraphenerfindungswut. Allein der Hanauer Professor Bergsträßer arbeitete mehr als ein Dutzend von Telegraphensystemen aus, die natürlich wie auch die anderen Erfindungen jener Zeit nur mechanisch funktionierten, da man auf die Möglichkeiten der elektrischen Nachrichtenvermittlung noch nicht gekommen war. Mittels Kanonen- und Flintenschüssen, Pulverexplosionen, Trompetenklängen, Glodensignalen und besonderen Trommelzeichen, mit Hilfe von Uhrzeigern an Kirchtürmen, ja selbst durch Lichtspiegelung von Zeichen auf Wolkenwände suchte man wichtige Nachrichten aus großer Entfernung bekanntzugeben. Aber die am meisten zu jener Zeit beachtete Methode der Telegraphie mittels sichtbarer Zeichen berichtete Graf Hündel von Donnersmard, der im Jahre 1814 an dem Feldzug in Belgien teilnahm, in einem aus Brüssel datierten Brief an einen deutschen Gelehrten: „Hier befanden sich zwei

Telegraphen auf der hiesigen Hauptkirche zu St. Gudule. Sie waren nicht bloß Zwischen-, sondern Haupttelegraphen, wo man also den Inhalt der Depeschen lesen konnte.“ Es handelte sich um die sogenannte „poste aérienne“ der Brüder Chappe, die den optischen Telegraphen jener Zeit erfunden haben. Der Chappe-Telegraph bestand aus einer Art Galgengerüst mit Zeigerarmen, Scheiben und mehreren quer gestellten Balkenarmen, die für den Nachtdienst mit farbigen Laternen versehen wurden. Bei diesen Zeigerapparaten entsprachen den Zahlen des Zifferblatts die Buchstaben des Alphabets. Die Zeiger konnten von einem Stationshaus aus durch Kurbeln in Bewegung gesetzt werden, und ein verkleinertes Modell des Apparats befand sich in dem Stationshaus selbst und bewegte sich entsprechend dem großen Apparat, wodurch der Beamte von seiner Stube aus den Mechanismus kontrollieren konnte. Ein anderes System, der Scheibentelegraph, erinnert an den Brauch, die Flügel von Windmühlen farblich zu streichen und auf eine bestimmte, vorher vereinbarte Weise zu bewegen. Der Scheibentelegraph wurde meist auf niedrigen Häusern angebracht. Es war ein Holzrahmen mit zahlreichen Feldern, hinter denen schwarze Scheiben an Schnüren aufgehängt wurden. Nach der Zahl der emporgezogenen Scheiben und nach der Art ihrer Stellung zueinander wurden ganze Sätze gebildet. Alle diese Systeme aber wurden mit einem Schlag durch die Telegraphie mit Draht überholt, und diese wiederum wurde durch das System der drahtlosen Telegraphie übertroffen, ohne welches die heutige Kriegsführung zu Lande und zu Wasser nicht möglich wäre.

**Sieger-Einzug von der Nordseeschlacht.** Aus Hamburg wird uns geschrieben: An den Landungsbrücken von St. Pauli strömen die Leute zusammen. Aus allen Straßen, aus allen Teilen der Stadt. Scharen über Scharen. Es ist kein Ende darin. An allen Masten der Schiffe in Hafen sind die Flaggen gesetzt. Die Sieger aus der Seeschlacht vor dem Lagerhof ziehen im feierlichen Empfang in Hamburg ein. Es sind Offiziere und Mannschaften, Abordnungen von Kriegsschiffen unserer Flotte, die die siegreichen Kämpfe gegen Englands Seemacht mit ausgefochten haben. Der Senat hat sie aufs Rathaus geladen, wo ihnen eine Ehrenfeier bereitet wird. Seltener erlebte die Stadt einen Tag, so überwältigend in dem allgemeinen Jubel des Volkes, wie diesen. Schon beiden Landungsbrücken steigt die Begeisterung wie aus einem ungeheuren Branden der Stimmen auf. Die Gefühle entladen sich in elementar hervorbrechendem Zujauchzen. Unbeschreiblich ist dieses Schauspiel der Freude beim ersten Zusammentreffen. Der Aufmarsch beginnt. In mehreren Abteilungen setzt sich der Zug der Mariner in Bewegung und mit ihnen die vielen Tausende, die den tapferen Meerestreitern ihre überquellende Dankbarkeit darbringen wollen. Der Weg des Zuges führt über den Baumwall, Rodingsmarkt, Alten Wall zum Rathausmarkt. Von allen Häusern wehen Fahnen. Wunderbar ist dies jubelnde Drängen und Gilen der Mittläufer. Unzählige haben sich unterwegs schon unter die Abteilungen der Mariner gemischt. Freunde gefellen sich zu den Siegern, junge Frauen und Mädchen finden da und dort ihre Männer und Liebsten, und Arm in Arm geht es weiter. Schwärme von Blumensträußen bewegen sich in einem andauernden Fluge durch die Luft; so sie auf die Straße fallen, hebt man sie im Sprunge auf und wirft sie den Lagerhof-Kämpfern zu. Das alles wie in einem Taumel, der keinen Halt kennt. In den Seitenstraßen sind aus angehaltenen Wagen Barrikaden entstanden, auf denen sich die Zuschauer drängen. Und sobald hier eine Abteilung der Mariner vorbeikommt, braust es von Hurzarufen heran. Aber den Hauptaugenblick der Feier bringt der Rathausmarkt. Kopf an Kopf harrt hier eine unüberschaubare Menge. Um das Kaiser-Wilhelm-Denkmal steigt sie in Stufen höher an. Dächer und Vorsprünge der Gesimse sind bevölkert. Gruppenweise treten dann die Männer oben im Stodwerk des Rathauses auf die Balkone hinaus. Und jedesmal, wenn neue Hinzukommen, steigt ein brausendes Hurra der Menge zu ihnen empor. Voran die hellen Kinderstimmen. Das ist ein Schwellen und Branden, Hallen und Wiberhallen begeisterter Leute ohne gleichen. Im Mittelbalkon erscheinen der Kommandant und die Offiziere. Die Mannschaften winken mit den Blumensträußen und beginnen sie wieder auszufreuen. Röhlich redt sich ein Matrose am Geländer des Balkons, und mit heller, kräftig-tragender Stimme bringt er ein Hoch auf

die Stadt Hamburg aus. Von unten herauf wird ihm fauchend Antwort gegeben. Vaterländische Gesänge führen das Ende der Feier herbei. Unvergeßlich bleibt die Stimmung dieses Tages. Alle Liebe für die Seehelden vom Slagerak spiegeln sich darin, fand darin den höchsten, reinsten Ausdruck.

**Die Heeresmacht in früheren Kriegen.** Die beispiellose Entfaltung zahlenmäßig ungeheurer Armeen, wie sie der Weltkrieg hervorbrachte, legt den Gedanken nahe, die Größe der gegenwärtigen Heeresmacht mit dem Umfang der Soldatenmengen zu vergleichen, die in vergangenen Zeiten mit Schwert und Blut die Geschichte gestalteten. Wenn auch in frühesten Zeiten die Heere nicht so klein waren, wie man im Gefühl der gewaltigen Gegenwart anzunehmen geneigt ist, so erscheinen andererseits die Riesenheere, von denen mancherlei Chroniken und oft mündliche Überlieferungen aus dem Altertum zu berichten wissen, oft phantastisch übertrieben. Eine sehr sorgfältige Untersuchung über die Größe der Heeresmacht in vergangener Zeit, die Dr. M. Profe im nächsten Heft der Grenzboten anstellt, ist geeignet, dies zu betätigen. Als der erste Militärstaat der alten Welt wird das assyrische Reich bezeichnet. Der Bestand dieses Heeres wurde von Friedrich Delitzsch auf 150 000 Mann geschätzt, wobei der sicherlich sehr ansehnliche Troß nicht mitgerechnet ist. Von Saul wurde berichtet, daß er die Ammoniter mit 330 000 Mann, die Amalekiter mit 210 000 Mann bekämpfte. Ja, die Heere des persischen Weltreiches wurden auf 700 000 Mann angegeben, und vom Keizer wird erzählt, daß er über Millionen von Soldaten verfügt habe. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Größe der persischen Heere den Griechen zu überwältigend schien, als daß sie vernünftige Schätzungen hätten anstellen können. Herodot, der ja stets groß in Übertreibungen war, gab für die persische Macht — Landheer, Troß und Flotte — nicht weniger als 5 Millionen an, unter denen 1 700 000 Fußsoldaten und 80 000 Reiter gewesen sein sollen. Um 2 Millionen bescheidener äußerte sich die Inschrift des bei den Thermopylen errichteten Denkmals, das von 3 Millionen berichtet. Ein späterer griechischer Geschichtschreiber ging bereits auf 800 000 herunter, und die hervorragenden Forscher schätzen die Zahl der persischen Heere auf 50 bis 100 000 Mann. Auch im späteren Geschichtsverlauf ließen sich weitere Beispiele krasser Übertreibungen unschwer anführen. So schrieb man den Mongolen, die sich wie Heuschreckenschwärme über ihre Feinde stürzten, die ungeheuerlichsten Zahlen zu. Je jünger die Geschichte wird, desto erschütterlicher verschwinden diese allzu starken Übertreibungen. Mit welchen Heeresgrößen man aber zur Zeit des Türkenfeldzuges gegen Wien tatsächlich zu rechnen hatte, geht aus der wahrscheinlich richtigen Angabe hervor, die das dem Feinde an Zahl überlegene Entsatzheer Johann Schiesky mit 84 000 beziffert. In den ersten drei Jahrhunderten der Neuzeit schwankten die durchschnittlichen Normalgrößen der Armeen ungefähr zwischen 30 und 50 000 Mann. Friedrich der Große trat mit 150 000 Mann in den Siebenjährigen Krieg ein. Wirkliche Millionenheere wurden erst in neuester Zeit durch die Verbollkommnung des Verkehrswesens, der Technik und der hierdurch erleichterten Organisation möglich. Von den Armeen Napoleons, die Ruhland erobern wollten, über die Hunderttausende, die sich bei Leipzig und Königgrätz schlugen, bis zu den beispiellosen Millionenheeren des Weltkrieges durchmaß die Entwicklung nicht viel mehr als 100 Jahre. Die Massenentfaltungen der Gegenwart sind vermöge dieser raschen Entwicklung so außerordentlich, daß selbst die Zahlen des russisch-japanischen Krieges daneben klein erscheinen. Welcher ungeheuerlicher Unterschied liegt z. B. zwischen der vor nicht viel mehr als 10 Jahren geschlagenen Schlacht bei Mukden, in der man auf jeder Seite etwa 400 000 Soldaten zählte und die Front nicht größer war als die Entfernung von Königberg bis Gumbinnen, und der gegenwärtigen Ostfront von Czernowitz bis Riga. Schon heute, da eine genauere Schätzung natürlich weder bereits möglich noch am Platze ist, kann man sagen, daß die Massenentfaltung im Kriege im Vergleich zur bisherigen geschichtlichen Entwicklung eine Grenze erreicht hat, die nach Menschenermessen kaum jemals noch wird überstrichen werden können.

**Die Denkmalsinventarisierung des Aisne-Departements durch einen deutschen Offizier.** Die Kulturarbeit unserer Truppen in den besetzten Gebieten hat auch zu einer kunst-

geschichtlichen Leistung geführt, die einen hervorragenden Platz in der mitten im Kriege in Feindesland geleisteten Friedensarbeit beanspruchen darf. Wie der Nachfolger Lamprechts in Leipzig, Professor Walter Goeß, in einer inhaltsreichen, bei Fr. A. Berthes in Gotha erschienenen Schrift „Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg“ auf Grund von Mitteilungen der Straßburger Universitäts-Bibliothek berichtet, hat ein höherer deutscher Offizier in der Zeit vom Oktober 1914 bis Ende Dezember 1915 die reichen Kunstschätze des Aisne-Departements nach modernen kunstwissenschaftlichen Grundsätzen aufgenommen und zusammengestellt. Sein Werk hat er der Straßburger Universitäts-Bibliothek übergeben, in deren Kriegssammlung es den ersten Platz einnimmt. Das Aktienstück, in dem diese Tatsache festgehalten ist, verdient weitere Verbreitung als ein vollgültiges Zeugnis jener großartigen Kulturarbeit, die die deutschen „Barbaren“ überall in den von ihnen besetzten Gebieten vollbracht haben. „Der Verfasser“, so wird hier berichtet, „fand in seinem Quartier das vierbändige Werk von Edouard Fleury: Antiquités et monuments du département de l'Aisne, und da er schon früher sich viel mit kunstgeschichtlichen Studien abgegeben hat, so fing er an, an der Hand des Werkes die darin erwähnten Kunstdenkmäler an Ort und Stelle zu besichtigen und zu studieren. Er entdeckte bald, daß Fleury zwar sehr schön über die Sache zu sprechen wußte, aber die eigentlichen Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis, wie sie ein Denkmalsinventar nach deutschen Begriffen verlangt, ausgelassen hatte. Fleury spricht über die Kirchen, hat aber Grundrisszeichnungen und sonstige Pläne nicht beigegeben. Auch die zahlreichen Taufsteine des Departements aus romanischer und gotischer Zeit hat er nicht berücksichtigt. So mochte sich der Verfasser an die Arbeit, all die Lücken auszufüllen, und er hat während der Zeit seiner Ruhestellung nicht weniger als 321 Kirchen untersucht; außerdem 20 vorgegeschichtliche Wohnplätze, 11 vorgegeschichtliche Befestigungen, 3 römische Befestigungen, 61 mittelalterliche Burgen und Schlösser. Vor den meisten Kirchen, Schlössern und Befestigungen sind Grundrisse aufgenommen. Desgleichen sind über 100 Taufsteine in feinsten Zeichnungen dem Werke beigegeben. Für die vorgegeschichtlichen Wohnplätze bot sich Gelegenheit, bei Anlage der deutschen Befestigungsstellungen Querschnitte anzufertigen. Ebenso hatte der Verfasser ein offenes Auge für die Römerstraßen, die das Departement durchziehen und hat sie sorgfältig in Karten größten Maßstabes eingetragen. Gleichzeitig hat der Verfasser selbst und durch seine Mitarbeiter Photographien der Denkmäler angefertigt und diese in einem umfangreichen Bande seinem Werke beigegeben.“

**Londoner Kriegspfingsten.** Die Pfingsten, die den Londoner Bürgern in diesem Kriegsjahr beschieden sind, haben wohl in der Geschichte Englands nicht ihresgleichen. Nirgends besorgte man die Einhaltung des behördlich festgesetzten Geschäftsschlusses und der ausnahmslosen Sonn- und Feiertagsruhe so streng wie in England. Vor dem Kriege wäre es wohl jedem Londoner Bürger als unerhörte Lästerung erschienen, wenn man ihm an einem Sonntag auch nur die Abfassung eines kurzen Geschäftsbriefes zugemutet hätte. Aber das Sprichwort von den Zeiten, die sich ändern, hat nirgends so viel praktische Wirkung wie im England des Weltkrieges. Nachdem die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dem jahrhundertelangen Traum der heiligen persönlichen Freiheit des englischen Bürgers ein rücksichtsloses Ende setzte, wird nun auch mit dem Recht auf Feiertagsruhe in einer beispiellosen Weise umgesprungen. Infolge der dringenden Notwendigkeit, die ohnedies arg in Mitleidenhaft gezeugene Arbeit in den Munitionswerkstätten und Industriebetrieben ohne Unterbrechung fortzuführen, wurde der Pfingstmontag praktisch seiner Bedeutung beraubt und als gewöhnlicher Arbeitstag erklärt. Wie die Londoner Blätter in nicht gerade begeisterten Artikeln berichten, wird der Pfingstmontag sich durch nichts von einem gewöhnlichen Wochentag unterscheiden, da infolge der Fortführung der Arbeit auch die Läden wie sonst geöffnet sein sollen. Auch alle Bureau der Behörden werden ohne Einschränkung tätig sein, und es geschieht zum erstenmal seit Bestehen des englischen Bankwesens, daß die Londoner Banken am Pfingstmontag von morgens bis abends in vollem Betriebe sind. So beginnt der Krieg die Engländer selbst der höchsten Feiertage zu berauben.